

Gespensstergeschichten aus Bern [Fortsetzung]

Autor(en): **Correvon, Hedwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 34

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647672>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gespenstergeschichten aus Bern

Von Hedwig Corredon

Berirrter Ton.

Der letzte Schritt des Menschen ist verklungen, und die Laubenflucht liegt da, welt- und zeitabgewandt. Aber in ihr hat sich ein Klang verfangen — wo? An einem der eisernen Gassen, die tagsüber die Fensterladen an der Laubendecke festhalten? In einem der Drähte, der von einem Glockenzug noch übrig geblieben ist?

Über zwei Töne geht der Klang, und er gleicht einem Klagegedicht: zwei Töne mit den vielfältigsten, ja mit tausendfachen, nie geahnten, und nie gekanntem Variationen und Schattierungen, die noch niemand festhalten, die noch keiner in einer Tonleiter auswerten konnte, die man überhaupt nicht niederschreiben, geschweige denn wiedergeben kann. So klingt es in der Steppe, wenn ein Ton sich an einer Stange, einem Gemäuer, an irgend einem Gegenstand verfangen hat. Mißtöne? Jäh abgebrochene Melodien?

Über Stunden, bis zum Tagesgrauen, klagten, stöhnten, jammern, rufen, schmettern die Töne. Der arme Geiger klagt der Menschheit wieder einmal sein Leid, behaupten die einen. Die Begine, wollen andere wissen, die seit Jahrhunderten in den Mauern eines unvollendeten Klosters eingemauert sei, erfülle die Luft mit ihren Klagen. Ein fecker Geselle, spinnen sie diese Erzählung weiter, hätte einstmals durch ein Loch in der Wand ihr Haupt berührt. Vor Zeit zu Zeit mache sich ihre Seele frei und durchwandere die Lauben, stets auf der Suche nach einem Menschen, der ihren Körper aus dem steinernen Gefängnis befreie.

Auf dem Galgenfeld.

Zwischen der Ostermündigerstraße und der Bolligenstraße zieht sich ein großes Feld hin, das seit jeher Galgenfeld hieß und auch in den neuesten Landkarten so genannt wird, obgleich Militärbaracken einen großen Teil seiner Wiesen und Äcker bedecken. Hier stand einstmals der Galgen. „Des Teufels Patrone“ nannten ihn die Leute, weil die vier steinernen Säulen bloß drei Wände trugen und die vierte Wand fehlte.

Wenn die schwarze Bißte kalt über die Ebene streicht, und weder Mond noch Sterne das schwer auf den Feldern und Wäldern lastende Dunkel aufzuhellen vermögen, sieht man eine dunkle Gestalt an der Stelle, wo der Galgen stand, kauern. Fröstelnd hüllt sie sich in die schwarzen Fäden ihres dürftigen Gewandes ein. „Mich friert“, stöhnt und jammert sie. „Gebt mir die Wand.“ Nichts fährt ein Luftzug über sie hinweg, und in der Luft krächzt ein Rabe: die Wand? die hat der Böse weggetragen!

Die Schmiede in der Matte.

Die Geschichte von der Schmiede in der Matte ist alt, sehr alt, aber sie scheint nicht zu sterben. — In das Dunkel der Nacht, wenn kein Laut mehr hörbar ist als das Rauschen der vorüberziehenden Aarewellen, fällt ein lichter Schein: es ist das Feuer einer Schmiedeeffe. Und deutlich vernimmt man das Geräusch eines Schmiedebalges. Am Schmiedefeuer steht ein Mann und hantiert eifrig mit den glühenden Kohlen. Sein Gesicht ist fleischlos, und Arme und Beine sind nur Haut und Knochen. Knirschend und aufgebracht blickt er zu der sonderbaren Gestalt, die ohne Unterlaß den Schmiedebalg zieht: es ist eine graue Rabe.

Der Schmied hätte sein Leben lang keinem Menschen etwas gegönnt, erzählen die Leute, und müsse nun zur Strafe zeitweilig stundenlang am glühenden Feuer stehen und Arbeiten, die nie bezahlt würden, verrichten.

Der Kapuziner.

An verschiedenen Orten wird er gesehen. Er tritt aus einem Hause der Kesslergasse, das auf der Seite der ungeraden Nummern steht, heraus. Er schreitet durch die Brunnengasse, lautlos, denn seine Sandalen berühren den Boden nicht. Ein Mann erblickte ihn am hellen Tage: er schritt eine Zeitlang vor ihm her. Das war zu unterst in der Stadt. Am nächsten Tage sah er ihn wieder, diesmal an der Kesslergasse. Wieder schritt er vor ihm hin, und der Mann ging hinter ihm her bis zum Brunnen, auf dessen Sockel noch heute die Wase steht, die frühere Jahrhunderte ihm aufgesetzt haben. Auf einmal war der Kapuziner verschwunden: wie? — das konnte der Mann nicht sagen, obgleich er ihn nicht aus den Augen gelassen hatte.

Und einmal starrte die Tochter des Mannes in einem Fort auf den gleichen Fleck. „Was siehst du denn?“ frug die Mutter sie mehrere Male. Keine Antwort. Unentwegt blickte die Tochter auf die gleiche Stelle hin. „Gib doch endlich Antwort“, sagte die Mutter ungeduldig. Da kam der Vater des Mädchens hinzu. Auf einmal schrak er zusammen. Da stand ja der Kapuziner! Die Mutter hatte ihn nicht gesehen. Hatte die Tochter ihn erblickt? Oder bannte etwas Unsichtbares, Unwahrnehmbares ihre Sinne? Niemand hat es je erfahren, denn sie konnte sich nicht darüber aussprechen.

Wer sieht Gespenster?

Nicht jedermann. Aber die, welche Geisterseher sind, haben nicht viel Freude an ihrer Gabe. „Immer ist er traurig“, klagte eine Mutter von ihrem Sohne, „denn immer sieht er Dinge, die andern verborgen bleiben.“ Und einmal soll er hinter seinem eigenen Sarge hergeschritten sein. Vor einigen Jahren, so erzählen die Leute, schied einer sogar aus dem Leben, weil er sich vergeblich vom Geistersehen freimachen wollte.

Braucht es besondere Gaben, um Gespenster zu sehen? Das wissen wir nicht. Es gibt Intellektuelle, die welche erblicken. Mehr noch aber werden geistig nicht sehr Entwickelte von ihnen geplagt. Eine im Geiste schwache Frau sieht zuweilen einen Leiterwagen, auf den Frauen mit Stricken gebunden sind: sie fahren schreiend und schluchzend zu ihrer Verbrennung an der Schütte. — Ein Jüngling, der nur einige Schulklassen besuchen konnte, erblickt Gestalten aus der Geschichte Berns, wiewohl er sie kaum vom Hörensagen kennt.

Aber man redet nicht gerne von dem Geschehenen: denn die Gespenster nehmen Rache und plagen den Schwächer. Einem Gasanzünder verwirrten sie dermaßen den Kopf, daß er sich in den Wegen und Straßen nicht mehr auskannte. Sie teilen Ohrfeigen aus und machen den Kopf anschwellen. Und dem, der über sie schreibt, legen sie sich wie Blei auf die Sinne.

Es gibt keine Gespenster, sagen viele, und wollen damit dartun, daß sich ihnen noch keine Erscheinung zeigte, wiewohl sie in einem Gespensterhause wohnen. Aber vor ihnen haben Leute, die gar nichts gemeinsames besaßen, und die durch gar nichts miteinander verbunden waren, das eine und selbe Gespenst gesehen. Gerade wegen dieser Erscheinung haben sie auch die Gespenstererscheinung mit sich genommen. Möglich, daß sie auch dem Nachfolger sichtbar wird. Vielleicht aber findet sie zu ihm keinen Kontakt und zeigt sich erst wieder dem übernächsten Hausbewohner. Denn nicht jedem stellt sie sich ein, und nicht jeder findet Berührungspunkte mit ihr.

Aber oft, ach wie oft kommt sie als Todesbote, aber nur für diesen Fall. Und weder vorher noch nachher sieht und gewahrt der, dem sie erschien, je eine andere Gespenstererscheinung.